

Zweite Deutschland-Reise

Basel, 21. Januar 1917.

Es ist wieder Reisezeit. Aber diesmal geht es gegen Norden zu, nach Berlin. Die erste Haltstation ist aber noch diesseits der Grenze. Was ich heute in einer Predigt von Pfarrer Benz hörte über das Wort Jakobs auf seiner Wanderschaft ins Ungewisse: „Der Herr ist an diesem Ort und ich wusste es nicht,“ das war eine gute Parole auf meinen eigenen Weg, auf welchem einige schwierige Situationen und Verhandlungen mich erwarten mögen.

Einige Gedanken aus dieser Predigt habe ich niedergeschrieben:

„Wir können die Welt des Waltens Gottes nicht nur auf die heiligen Kreise beschränken, welche wir Menschen in oft zu kurzsichtiger Weise, manchmal allein anerkennen und gelten lassen wollen. Gott ist zur Erreichung seiner Zwecke nicht an Zion gebunden; er kann auch an andern Orten und auf andern Wegen das zustande bringen, was er schenken und schaffen will.

Man kann Gott auch da finden, wo alles fehlt, was sonst etwa zur Andacht stimmt.

Auch der Ort in der Wüste wird in dieser Begebenheit zum Heiligtum. Man kann über die Bibel gebeugt sein und doch in Wirklichkeit ferne von Gott. Es gibt dunkle Stunden und Stätten, wo man meint, ganz fern von Gott zu sein und doch kommt er oft gerade da uns merkwürdig nahe. Kann Gott aber auch da sein, wo wir selber uns in Schuld und Schmach verstrickt haben und nicht aus noch ein wissen? Ja, auch da kann Gott sein Erbarmen, seine Macht beweisen.

Wir sollen immer wieder auf Gethsemane und Golgatha schauen,

wo es sich erwahrte: Der Herr war auch an diesem Ort, an dem nach den äussern Anschauungen nicht Gutes zu erwarten war.“

Während des ganzen Sonntagnachmittags war Kanonendonner vom Elsass her hörbar. Es ist aber doch wahrscheinlicher geworden, dass dort im Sundgau ein Durchbruch nicht möglich sein wird.

Damit ist die Möglichkeit da, dass es der eine oder andere der Gegner schliesslich mit einer Umgehung durch die Schweiz hindurch versuchen könnte.

Die Franzosen schieben diese Absicht den Deutschen zu (das habe ich in Frankreich öfters gehört) und die Deutschen den Franzosen. Und bei uns mag ein gewisses Misstrauen gegen beide Parteien da sein, wie andererseits von beiden Kriegsgegnern scheinbar uns nicht ganzes Vertrauen entgegengebracht wird. Jedenfalls wird von ausländischen Zeitungen auf beiden Seiten die Frage aufgeworfen (wohl auf Weisung von höherer Seite), ob wir wohl die Kraft und den guten Willen haben, unsere Grenzen zu verteidigen, oder ob wir am Ende imstande wären, dem Gegner die Türe nicht recht zu verhalten, sie schliesslich sogar zu Ungunsten des andern direkt aufzutun?

Eine Antwort auf solche Fragezeichen liegt wohl in dem starken, eben in diesen Tagen ergangenen neuen Grenzschutz-Aufgebot bei uns.

Krieg und Mission

Basel, 22. Januar 1917.

Mit dem Komitee-Präsidenten der Basler Mission eine längere Unterredung gehabt in Sachen mancher in Frankreich internierter Basler Missionare deutscher Herkunft. Auch über die provisorische Notverwaltung des Kamerun-Missionsfeldes durch die verständnisvoll zu Hilfe gekommene Mission de Paris wurde gesprochen.

Die Lage der Basler Mission ist ja auf allen überseeischen Arbeitsfeldern so schwierig geworden. Und Pfarrer B. deutet an, diese Zeit 100jährigen Jubiläums, könne immer mehr zu einer Zeit der Ululäen, der Wehklagen ob schmerzlicher Zerstörung, jedenfalls weitgehender Hinderung des Missionswerkes, werden.

Das Wort eines Weisen der alten Zeit: „Der Krieg ist der Vater

aller Dinge,“ könnte jedenfalls in gegenwärtiger Zeit, die Umgestaltung erhalten: „Der Krieg ist der Zerstörer fast aller Dinge“, auch solcher, welche mit dem Kriege an sich nichts zu tun haben und, wie die Mission, nur dem sich Verstehen unter den Menschen dienen wollen.

Es war für mich eine sehr willkommene Sache, noch schnell vor der Abreise mich mit unserm Aeltesten, der hier studiert, als Zuhörer ins Kolleg von Prof. Duhm, diesem grossen, eigenartigen Deuter des Alten Testaments, vor allem der Propheten, setzen zu können.

Unterwegs nach Berlin, 23. Januar 1917.

Für die militärischen Reisenden spielt auch hier, wie in Frankreich, die Frage der verschiedenen Klassen (I., II., III., hier in Deutschland noch IV) keine grosse Rolle mehr. In unsern Wagen I. Klasse (das preussische Kriegsministerium stellt mir einen Offiziers-Freifahrschein dieser Klasse zur Verfügung) steigen immer wieder gewöhnliche Soldaten ein, zum Teil solche, welche aus dem Urlaub wieder an die Ostfront fahren. Da ist auch ein Sanitätsoffizier, welcher telegraphisch aus dem Urlaub an die Westfront, in eine Stellung im Elsass, zurückgerufen wurde, was andeutet, es werde in den Vogesen bald etwas vor sich gehen.

Es werden allerlei Unglücks-Prophezeiungen ausgesprochen betreffend das, was man auf der Strecke Frankfurt-Berlin zu erwarten habe. Man werde wohl im Schnee stecken bleiben, jedenfalls eine sehr kalte Fahrt haben, ohne Heizung. Es traf davon nichts ein. Die Kälte der Winternacht spürten nur diejenigen Reisenden, welche im äussern Gang des Wagens hatten Platz nehmen müssen. Es waren meist Soldaten, welche sich auf den Boden hinlegten und mit viel Gleichmut und Humor sich in ihre etwas harte Lage und Unterlage fügten.

Von Zeit zu Zeit überliess ich meinen Platz an der Wärme dem einen und andern dieser Soldaten. Meiner wartete ja am Reiseziel ein warmes Bett und sie hatten den kalten Schützengraben in Russland vor sich. Wenn man nicht schlief, wurden ziemlich offen von den Mitreisenden die akuten Fragen diskutiert, unter anderm die Friedensvorschläge des Präsidenten Wilson. Die allgemeine Auffassung schien zu sein, Elsass-Lothringen dürfe nicht der Friedenspreis sein, das müsse Deutschland verbleiben.

Viel Kälte, wenig Brot

Berlin, 24. Januar 1917.

Nachdem ich durch die Strassen gegangen bin und dann meine erste Mahlzeit im Hospiz an der Wilhelmstrasse eingenommen habe, ist mein Eindruck, dass es mit der Ernährungsmöglichkeit einen schlimmen Schritt bergab gegangen ist, seit meinem Aufenthalt im Oktober letzten Jahres. An vielen Lebensmittelgeschäften steht geschrieben: „Ausverkauft“. Im Hospiz ist nichts mehr da von Eingemachtem, keine Butter, ein Minimum von Milch, und was als Tee und Kaffee eingeschenkt wird, das ist jedenfalls nicht auf einer Kaffee- oder Teeplantage gewachsen. Für den, welcher ganz ausreichend ernährt aus fremdem Lande für kurze Zeit hierher kommt, hat das nichts zu sagen; dieser Aufenthalt kann zu ganz nützlicher Fastenkur werden und die Anspruchslosigkeit fördern. Aber für die Landesbewohner, für die der Mangel nun schon seit langem das Gewohnte ist, ist's eine schwere Sache.

Als ich einer einfachen Frau, welche für das Hospiz gelegentlich arbeitet, etwas von der kondensierten Staldenmilch, welche ich mitgebracht habe, abtrat, sah ich Tränen der Freude auf die kleine Blechbüchse fallen. „Es ist eine schreckliche Sache für eine Mutter — sagte sie — wenn man Wochen lang für die Kinder nichts anderes auf den Tisch geben kann, als Rüben, natürlich fast ohne Schmalz, Rüben am Morgen, mittags und abends — und man sehen muss, wie sie es schliesslich fast nicht mehr essen können.“

Kartoffeln kommen in Berlin fast keine mehr auf den Markt. Es wären noch gewisse Vorräte auf dem Lande vorhanden, aber der grossen Kälte wegen ist der Transport fast nicht möglich.

Ein Ei kostet 75 Pfennig, also nahezu einen Franken und ist auch für diesen Preis oft schwer zu beschaffen. Eine Gans, früher ein ziemlich billiges Nahrungsmittel, 80—100 Mark.

Das einzige, was noch nicht rationiert ist und noch in guter, ja bester Qualität geboten wird, ist die Musik und die dramatische Kunst. Am Abend war philharmonisches Konzert, wo die „Symphonie mit dem Paukenschlag“ und anderes meisterhaft gespielt wurde. Darob mochten manche Ausgehungerte etwas vom Elend des Tages vergessen.

Berlin, 25. Januar 1917.

In der Wilhelmsstrasse, wo die wichtigen Ministerien ihren Sitz

haben, einen Bekannten getroffen, den Gesandten v. H., den Neffen des Feldmarschalls. Der sonst eher diplomatisch zurückhaltende Mann kam sofort mit der Frage: „Was bedeutet das gegenwärtige grosse Truppenaufgebot in der Schweiz? Von uns hat man jedenfalls bei Ihnen nichts zu befürchten!“

Er begleitete mich dann aufs Auswärtige Amt. Als wir durch einen Gang gehen, deutet er auf eine Zimmertüre: „Hier hat einst Bismarck seines Amtes gewaltet.“ Ob mein Begleiter wohl dabei ähnliche Gedanken hat, wie sie mir schon letztesmal kamen, als ich in diesem Gebäude zu tun hatte?

Was ich heute dann noch hier erlebte, hier hörte, das konnte mir den frühern Eindruck von den schwachen Händen, welche jetzt hier die Zügel in den Händen haben, nur verstärken.

Beim Abteilungschef, Geheimrat E., kommen zuerst die Angelegenheiten zur Sprache, bei welchen eine Verständigung mit Frankreich endlich erreicht ist, z. B. Herausgabe der elsässischen Geiseln. Es ist aber von vielmehr Dingen zu reden, in denen man noch uneins ist, hinsichtlich derer noch scharfe, drohende Noten hin und her gehen, die ihren Ursprung zwar in Deutschland viel mehr bei der Obersten Heeresleitung haben, als bei den Herren vom Auswärtigen Amt. Hier wäre man manchmal eher zu milderer Tonart, zum Ausgleich bereit. — Aber dem guten Willen steht die Vollmacht nicht genügend zur Seite. Das wird vom Geheimrat selber auch bei dieser Unterredung ziemlich deutlich ausgesprochen und zugegeben. Er bringt das Gespräch auf die Verurteilung und Hinrichtung der englischen Krankenpflegerin Miss Cavell und des englischen Schiffs-Kapitäns Fryatt durch die deutschen Militärinstanzen. Er möchte wissen, welchen Eindruck das auf die öffentliche Meinung bei den Kriegsgegnern, den Franzosen und Engländern, gemacht habe — und was ich selber darüber denke?

Ich zögere ein wenig mit der Antwort. Dann erlaube ich mir zu sagen, die Frage der Schuld sei bei Miss Cavell wohl klar und nicht zu diskutieren. Ein Justizmord sei mit ihrer Erschiessung wohl nicht begangen worden, aber etwas, das man doch als Unbarmherzigkeit und auf alle Fälle als grosse Ungeschicklichkeit bezeichnen müsse. Es sei ausser Zweifel, dass die Schüsse, die auf diese Frau abgefeuert wurden, ein gewaltiges Echo in England gefunden und so wie ich die Engländer kenne, dort zu noch

hartnäckigerer Kriegswilligkeit geführt hätten. Das sei bei Engländern und Franzosen sicher eine Oelzufuhr ins Kriegsfeuer gewesen, und dieses vollzogene Todesurteil möge wohl eine Kriegsverlängerung um einige Monate bedeuten.

Der Geheimrat nickte zustimmend. Auch bei ihnen im Auswärtigen Amt, sei es als eine unglückliche Sache (nicht nur für die Betroffenen, sondern auch für Deutschland) angesehen worden, dass man bei der englischen Krankenpflegerin die Dinge bis zum äussersten kommen liess. Man hätte auch versucht, das zu verhindern, aber ohne Erfolg. „Sie wissen ja bereits, wie die Dinge bei uns stehen, wie wenig wir meistens gegenüber den militärischen hohen und höchsten Stellen ausrichten können!“

Scharfe Tonart auf dem Kriegsministerium

Berlin, 27. Januar 1917.

Im Kriegsministerium Besprechungen mit General F., Oberstl. B., Major P. v. O., Professor D. Ich merkte bald, dass hier auf der Kriegsgefangenenabteilung gegenwärtig ein „saurer Luft“ weht, nicht gegen mich persönlich hin, aber gegen Frankreich zu, mit dem man wegen mancher Dinge in der Kriegsgefangenenbehandlung sehr unzufrieden ist. Es fiel bald das Wort: „Wir sind nun für die schärfsten Massregeln“, was auf kriegsdeutsch sagen will: „Neue Repressalien gegen die in Deutschland gefangenen französischen Kriegsgefangenen,“ wobei, wie bei allen solchen Vergeltungsmassregeln, solche die Geschlagenen sind, welche an allem persönlich ganz unschuldig sind. Ob man nicht auf dem Wege der Verständigung, des Entgegenkommens in diesem und jenem Punkte doch noch weiter käme, gebe ich zu bedenken. Da meint aber einer der Herren: „Sie reden eben wie ein Neutraler.“ — Was wohl in deutlicherem Deutsch etwa sagen sollte: „Sie stellen sich in dieser Sache nicht genügend entschieden und ausschliesslich auf die deutsche Seite.“ Worauf ich zart andeute, die Kriegsführenden seien gewiss im tiefsten Grunde froh, dass es noch Neutrale gebe, welche die Dinge noch unter einem andern Winkel als dem des Kriegshasses sehen können. — Wenn es keine neutral sehenden, redenden und handelnden Menschen und Völker mehr gäbe, so würde es wohl ziemlich schlimm um die Kriegs-

gefangenen aller Länder stehen. Das sehen übrigens in ruhigen Zeiten die Herren hier selber auch ein, am schnellsten noch der Höchstgestellte unter ihnen, General F., auch Oberst H., mit dem ich zwar nicht mehr so viel zu verhandeln habe.

Eine Festpredigt in schwerster Zeit

Berlin, 28. Jan^uar 1917.

Besprechung auf unserer Gesandtschaft. Dann in den Dom zur Kaiser-Geburtstagsfeier, wozu ich eine Einladung erhalten. Das war wegen der grossen Distanz nur durch „Kraftdroschke“ möglich — und da hatte ich nun Gelegenheit bekommen, ein Muster vom guten, gelegentlich etwas scharfen Mundwerk der Berliner Droschkenführer zu hören. Er wünschte von mir zu wissen, wann es Kriegsschluss geben würde; darüber wisse man wohl in der neutralen Schweiz mehr, als bei ihnen in Berlin. Als ich da mit keinem genauen Bescheid dienen konnte, meint er, da will ich Ihnen sagen, was ich darüber denke: „Der Krieg hört auf, wann der letzte Jude am Krieg seine Million verdient hat.“ Worauf ich bemerkte, die Kriegsgewinnler hätten in ihren Reihen auch viele Leute mit sehr christlich und arisch klingenden Namen; ich hätte eben eine jüdische Familie besucht, in der alle jüngern, männlichen Angehörigen im Schützengraben wären, wo nur Blei (in Form von Kugeln) zu kriegen sei — und nichts von Silber und Gold. Mein Kutscher gab zu, dass diese Einschränkung seiner etwas einseitigen, zu kategorischen Behauptung sich hören lasse.

Im Dom hatte ich einen Platz nahe beim Staatsministerium und ich konnte mir so den Mann, auf dem jetzt die gewaltigste Verantwortungslast liegt, den Reichskanzler v. Bethman-Hollweg, ziemlich gut betrachten.

Die Predigt des Oberhofpredigers hatte zum Text: „Fürchtet euch nicht. Der Herr wird für euch streiten und ihr werdet stille sein.“

Aus dieser Predigt habe ich einiges niedergeschrieben:

„So ernst, wie die heutige Geburtstagsfeier, war noch keine. In unerhörter Frivolität und mit schnödem Hohne wurde die von uns angebotene Hand vom Feinde zurückgewiesen (bezieht sich auf das deutsche Friedensanerbieten vom Dezember letzten Jah-

res). Jetzt ist nur noch eine Sprache möglich, die der Kanonen. Vor uns liegt ein letzter schwerer Entscheidungskampf mit blutigen Opfern. Der Gegner hat unser Volk aufs neue um den Thron geeint, wie bei Kriegsbeginn. Es klingt wie ein merkwürdiger Gegensatz und Widerspruch, wenn wir den unendlichen Gott in den Lärm des Krieges hineinrufen und gleichzeitig aus diesem Lärm uns in diese Stille versetzen.

Dem Flieger, der eine grosse Höhe erreicht hat, entschwinden die Dinge dieser Erde, und sie sind für ihn kaum mehr da. Bei Gott in der Höhe ist es nicht so. Er ist in der Schlacht hier unten gegenwärtig und auch zu Hause und tröstet da das traurige und bedrückte Herz. Die Stille hat ihre grosse Bedeutung. Die stillgewordene Seele allein kann Gott wahrnehmen und vernimmt das Rauschen seiner nahenden Füsse. Stillewerden bringt aufgespeicherte Kraft, aus der dann das Aushalten quillt. Ein Zweifaches gehört zum Stillehalten:

1. Das Bewusstsein: Wir haben den Krieg nicht gemacht. Weder der Kaiser noch das friedliebende Volk.

Sind wir aber auch unschuldig vor Gott? Gott hält die Wagschale und richtet. Wer an das denkt, schlägt an seine eigene Brust, beugt sich und bittet: Habe mit mir Geduld! Aus der Beugung, der Busse, erwächst dann auch neue Kraft.

2. Den Demütigen gibt Gott Gnade. Je stiller wir werden, desto reichlicher strömt die Quelle der Kraft.

Es ist Reformations-Jubeljahr. Da denken wir daran: Aus dem Evangelium stammen die drei grossen Dinge: a) das herrliche Gottvertrauen. b) Die unerschütterliche Pflichttreue. c) Die helfende Liebe.

Die Kraft des Gottvertrauens und dessen, was Gott, gnädig aufrichtend, tun kann, hat sich auch in der Not der Kriegsgefangenschaft bewiesen.

Im Stillesein wächst immer gewaltiger die Gewissheit: „Der Herr wird für euch streiten.“

Wie das? In alten heroischen Zeiten glaubte man, die Götter kämen manchmal herunter zu den Menschen. Darin ist ein Körnchen Wahrheit. Nach einem unserer Siege hörten wir von einem unserer Heerführer das Wort: „Hier hat eine grössere Macht als wir Menschen eingegriffen und den Weg gebahnt.“ Nach Leipzig, Sedan und Tannenberg durfte man wohl sagen: „Hier hat der

Herr für uns gestritten.“ Das kann immer wieder gelten. Diese Zusage gilt dem Feldherrn, wie dem einfachen Musketier, welcher auf seinem gefahrvollen Posten steht. In der Gestalt eines gewöhnlichen Soldaten muss einst das wahre Denkmal des Krieges und des Kriegers errichtet werden.

Es ist das 25. Mal, dass ich dem Kaiser den Geburtstagsgruss darbringe. Meist wählte er selbst die Schriftworte, solche, welche einen klar umrissenen Gedanken ausdrückten.

Zwei Gedanken waren da immer wiederkehrend:

1. Tiefes Gefühl der Verantwortlichkeit.
2. Furchtloses Gottvertrauen.

Gerade das letztere muss freilich immer wieder von oben geschenkt werden.

Bei Jesus ist nie ein Anflug von Furcht zu merken, die uns sonst alle von Haus an bändigt. Wer ihm wirklich nachfolgt, wird Meister über die Furcht. Im äusserlichen Untergehen glaubt er doch noch an die Zukunft. Gott will, dass durch dieses unser Volk noch allerlei ausgerichtet werde, darum kann er es gewiss nicht für immer untergehen lassen.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte nicht vor allem der grossen Ideen, sondern der grossen Männer. Gottes Geist kann Totengebein lebendig machen und immer wieder die nötigen grossen Männer schenken.

Wenn wir um die Existenz des Reiches ringen, ringen wir auch um das Reich Gottes und um die Verwirklichung göttlicher Gedanken, dazu wir noch die Werkzeuge sein sollen.“

Es ist das eine natürlich nur unvollkommene Wiedergabe einiger besonders charakteristischer Gedanken dieser Predigt. Aber das genügt vielleicht schon, um zu zeigen, ungefähr in welchem Geist und in welcher Tonart an einem besondern vaterländischen Anlass vom höchsten Vertreter der Kirche geredet wird.

Einiges mag einem vielleicht ziemlich stark deutsch-national, oder gar nationalistisch gedacht vorkommen, aber es ist wohl in Wirklichkeit recht schwierig, diese Klippe bei solchem Anlass und in solcher Zeit ganz zu umgehen. Etliches ist aber doch allgemein christlich (das war in der Gesamtheit der Predigt wohl noch mehr spürbar), ohne übermässigen nationalistischen oder gar byzantinischen, lobrednerischen Beigeschmack.

Jedenfalls war es nicht eine „blutdürstige Rachepredigt“ mit

schärfster Spitze gegen die Kriegsgegner, wie nach mancherlei Behauptungen im Ausland über „die deutsche Predigt während des Krieges“ hätte angenommen werden können.

Wider den Kriegsgegner wurde in den Predigten, die ich während meiner Deutschlandreisen hörte, selten etwas gesagt und geschah es doch einmal, so wurde doch von einer Vergleichung mit dem „Antichrist“ oder dem „Tier aus dem Abgrund“ Umgang genommen, während Prediger auf der Gegenseite dieser Versuchung nicht ganz entgangen sind.

Vom kaiserlichen Hause wohnte in der „Kaiser-Loge“ nur die Kronprinzessin Cäcilia mit den drei ältesten Knaben der Feier bei. Man hatte den Eindruck, dass sie in feiner Weise alles vermied, was die Aufmerksamkeit auf sie hätte lenken können.

Alle männlichen Glieder des kaiserlichen Hauses stehen an der Front. Auch die Kaiserin weilt gegenwärtig im Grossen Hauptquartier, das sich in Kreuznach oder in Spa befinden soll.

Ein fürstlicher General sagt ein recht beherzigenswertes Wort

Am Nachmittag zuerst Besprechung mit dem Prinzen Max von Baden, der dazu mich gebeten hat.

Das von ihm bewohnte Zimmer im Hotel Adlon ist durchaus nicht etwa einer der Luxusräume des feudalen Hotels, sondern es macht eher einen bescheidenen Eindruck — und der, welcher mich da empfängt, passt in seiner schlichten, natürlichen Art ganz gut zu diesem Raum.

Er ist wohl nicht ganz der Mann derjenigen Kreise, welche für sehr weitreichende Kriegsziele und für Kriegsführung schärfster Art eintreten. „Der diplomatische General“, so wird er gelegentlich genannt. Er hat den Rang eines kommandierenden Generals, trägt dessen Uniform, hat aber kein Kommando an der Front, sondern betätigt sich in der Fürsorge für Kriegsgefangene und Kriegsverwundete. Bei seinen Besuchen der deutschen internierten Kriegsgefangenen in den neutralen Ländern mag er gelegentlich auch Bemühungen in der Richtung eines billigen, nicht allzuentfernten Friedens haben mitlaufen lassen durch direkte, oder mehr indirekte Kontaktnahme mit Vertretern der alliierten Mächte.

Von diesen Kriegsfragen allgemeiner Art war jetzt unter uns nicht die Rede, sondern nur von den Kriegsgefangenenangelegenheiten, vor allem von den vorliegenden Streitpunkten. Der fürstliche General hatte über diese Dinge ein so unbefangenes Urteil und so viel Verständnis auch für das, was auf der Gegenseite anerkennenswert sein mochte, dass einer der scharfen deutschen Kriegsmänner, wenn er anwesend gewesen wäre, vielleicht auch auf ihn das Wort angewendet hätte: „Sie reden wie ein Neutraler.“ — Vielleicht hätte er es zwar im Blick auf die Generalsabzeichen und noch mehr auf die fürstliche Stellung des zukünftigen Grossherzogs von Baden nicht ganz so deutlich ausgesprochen.

Der Prinz äusserte unter anderem: Eigentlich hätte er mich gerne am Samstag zu einer ziemlich frühen Stunde gesprochen, aber das wäre mir dann wohl zu früh gewesen. Das hätte mir wohl gepasst, bemerkte ich, aber ihm hätte man das doch kaum zumuten können. — „Doch ganz wohl,“ hiess es bei ihm, „ich bin ein Frühaufsteher. Ich kann ohne eine Stunde stiller Sammlung am Anfang des Tages nicht wohl auskommen; das habe ich nötig, bevor ich an die Tagesarbeit und an die Menschen herangehe, ohne das wäre ich ein unerträglicher Mensch und so manchen schwierigen Situationen, welche jetzt jeder Tag bringen kann, nicht gewachsen.“

Eine Aeusserung, die wohl des Festhaltens und auch der persönlichen Nachahmung wert ist.

Im späten Nachmittag die Familie des gefangenen Hauptmann H. besucht. Als ich der jungen Frau etwas sage, wie wohl ihr Mann an ihren tapfern, getrosten Briefen lebt, hiess es bei ihr: „Ich war leider nicht immer so. Anfänglich, als junge Tochter und noch während der ersten Zeit meiner Ehe, war ich ein sehr verwöhntes, viel jammerndes und kaum je zufriedenes Geschöpf — und es war höchste Zeit, dass das anders wurde und es änderte sich vor allem ob den schweren Kriegserlebnissen.“

Auch das ist der Aufzeichnung wert, weil so gründliche und für alle Beteiligten so glückliche Umstellungen wohl in Kriegs- und Friedenszeiten eher eine ziemlich seltene Sache sind. Aber Gottlob kommen sie doch immer wieder vor.

Red und Antwort vor deutschen Stabsoffizieren

Berlin, 29. Januar 1917.

Das waren ziemlich hernehmende Stunden, welche ich eben im Kriegsministerium verbracht. Um den grünen Konferenztisch der Kriegsgefangenenabteilung hatten, unter Vorsitz von General F., alle Offiziere der Abteilung, der rangniedrigste von ihnen ein Major, Platz genommen. Die Blicke fast eines jeden waren über die vor ihm liegenden Akten weg in ernster Gespanntheit und Aufmerksamkeit auf den schweizerischen Feldprediger gerichtet.

Während eines ganz kurzen Augenblickes überflog mich der Gedanke: Haben bei einem Kriegsgericht die Dinge ungefähr dieses Aussehen? Nun, es kam tatsächlich fast auf etwas, wie ein Kriegsgericht, hinaus. Nur, dass doch nicht eigentlich ich, sondern Frankreich, zwar unsichtbar, auf der Anklagebank sass.

Gleich am Anfang meiner Berichterstattung wies ich mit Bestimmtheit darauf hin, dass meine persönliche Rolle und Aufgabe hier nicht einfach die eines Anklägers sein könne. Ich würde und müsse auch von dem reden, was ich Anerkennenswertes in der Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen durch die Franzosen wahrgenommen. Im französischen Kriegsministerium in Paris handelte ich nach dem gleichen Grundsatz und weise je und je auf das hin, was an der Behandlung der französischen Gefangenen durch die Deutschen zu rühmen sei.

Diese Methode habe neben der andern, der ausschliesslichen Betonung der Verfehlungen und der Schattenseiten, wohl auch ihre Berechtigung. Die Gesichtszüge des vorsitzenden Generals sahen bei dieser Einleitung zunächst eher nach Missbilligung aus, aber schliesslich zog dann doch ein Lächeln über dieselben, das vielleicht bedeuten mochte: „Na, also, man kann die Dinge vielleicht auch so anfassen.“

Tapfere deutsche Mütter und Frauen

Am Nachmittag kam dann wieder die eher leichtere Seite meiner Aufgabe zur Ausübung und Geltung. Als ich die Mutter eines in M. gefangenen Leutnant besuchte, fand ich sie in einem Geschäftslokal an der Friedrichsstrasse, wie sie sich eben bemühte, eine schwere Kiste weiter zu bewegen, fast ein Ding der Unmöglich-

keit für die über sechzigjährige, hinfällig aussehende Frau. Zu zweien ging es dann schon leichter. Sie erzählte dann, wie es ihr daran gelegen sei, das Familiengeschäft so weit aufrecht zu erhalten, dass es vom Sohn, nach Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, übernommen und richtig weitergeführt werden könne. Anfänglich habe sie noch die Hilfe ihres Mannes und der einen und andern verheirateten Tochter gehabt. Der Mann sei gestorben, wohl an Ueberarbeitung, die beiden Töchter krank in einem Lungensanatorium. Ich möchte aber ihrem Sohn sagen, es ginge schon; er solle sich keine Sorgen machen, sie käme schon durch bis zu seiner Heimkehr.

Sie selber schreibe ihm auch möglichst wenig von den vorhandenen Schwierigkeiten. Wenn es deren fast zu viel werde, um sie allein tragen zu können, bringe sie dieselben vor Gott und es komme immer wieder innerlich und äusserlich so viel Kraft, dass es durchzukommen sei.

Eine recht kalte, etwas lange Fahrt brachte mich am Abend nach Pankow zur Familie des gefangenen Hauptmanns B. Aber ob dem Zusammensein mit der Grossmutter, der noch sehr jugendlichen Mutter und den drei aufgeweckten netten Kindern erwarmte ich bald innerlich und äusserlich.

Ich fand die Frau merkwürdig bewandert in den beruflichen Problemen ihres Mannes, der in der Zollverwaltung in höherer Stellung tätig war.

Das Rätsel löste sich, als sie von den Vorlesungen über Nationalökonomie erzählte, die sie regelmässig besuche, um mit ihrem Manne in geistigem Zusammenhang zu bleiben und ihm auch noch über andere Angelegenheiten, als über häusliche Vorkommnisse und die Zeitnöte schreiben zu können.

Das war ein wohltuender Nachmittag und Abend — und beim Heimfahren nach Berlin war ich der doch noch zunehmenden Kälte gar nicht mehr sehr bewusst.

Nöte und Sorgen deutscher Mütter

Berlin, 30. Januar 1917.

Da es mir nicht möglich ist, alle in Berlin lebenden Familien von Kriegsgefangenen, mit denen ich in Berührung gekommen

bin, aufzusuchen, habe ich denselben Bescheid gemacht, dass ich an den nächsten Tagen im Hospiz an der Wilhelmsstrasse zu treffen bin.

Heute war ich Mittagsgast im Pfarrhaus des Lazarus-Diakonissenhauses, bei der Pfarrersfamilie Cordt-v. Bismarck. Vom Bruder der Pfarrfrau, dem Leutnant v. Bismarck, hatte ich allerlei zu berichten.

Es wurde, wohl mir zur Ehre und zu spezieller Sättigung, ein gutes, reichliches Mittagessen aufgestellt, wozu gewiss einiges vom Landgut der Familie v. Bismarck beigesteuert worden war. Aber ich konnte doch eigentlich nur mit halbem Appetit dabei sein, weil mir Hunderte von bleichen müden Frauen im Sinn waren, welche ich am Vormittag kettenstehend in der Nähe der Nahrungsmittelgeschäfte gesehen hatte — oft Stunden lang in der scharfen Kälte auf eine bescheidene Zuteilung wartend, manchmal aber gleichwohl mit leerem Korbe zu den Kindern heim kommend.

Beim Abschied überreichte mir die Pfarrfrau ein Päcklein — ein Gastgeschenk besonderer Art. Es enthielt Würfelzucker. Es sei ihr von der Inhaberin einer grossen Kolonialwarenhandlung übergeben worden, damit ich während meines Aufenthaltes in Deutschland Tee und Kaffee nicht mit Sacharin süssen müsse, sondern mit dem zu Hause üblichen Zucker. Es lag darin eine sehr freundliche Fürsorge. Darum durfte ich diese Gabe nicht wohl zurückweisen. so sehr ich diese gegenwärtig hier kostbaren Seltenheiten jemand Anderem gegönnt hätte.

In diesen Tagen werden fast alle bedeutenden Dramen von Shakespeare zur Aufführung gebracht. Es brachte mir Erholung, Entspannung und geistige Erfrischung, „Julius Caesar“ und „Macbeth“ anzuhören und anzusehen.

Ein fatales Professoren-Wort

Berlin, 31. Januar 1917.

In deutschen Zeitungen sind Mitteilungen erschienen über Misshandlungen von deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich — und darauf angstvolle Anfragen von Gefangenen-Angehörigen, welche zu fürchten scheinen, Gefangenenmisshandlungen sei das all-

gemein übliche in Frankreich geworden — und darum in grosser Sorge um ihre gefangenen Familienglieder sind.

Da habe ich den Press-Dezernenten des Kriegsministeriums, Professor D., persönlich angefragt, ob die Zensur eine kurze Mitteilung in den Zeitungen gestatten würde, in der zur Beruhigung von vielen Beunruhigten darauf hingewiesen würde, dass zwar schlechte Behandlung von Gefangenen vorkomme, dass das aber doch eher eine Ausnahme sei und nicht das in allen Lagern übliche. — Die bei vielen zu Hause entstandene Beängstigung sei also zum grossen Teil unbegründet.

Auch im Blick auf die Gegenseite, die Franzosen, wäre das Abblasen punkto doch etwas zu weit gehende Schilderungen vielleicht nicht unratsam.

Es werde ja doch wohl einmal die Zeit kommen, wo man beiderseits zu einer Verständigung und zum Kriegsabschluss zu kommen trachten werde — und im Blick auf diese Zeit könne man ja vielleicht mit Anschuldigungen etwas zurückhalten, dem Gegner nicht mehr Schlimmes ankreiden, als einigermassen berechtigt und begründet sei. Darauf lautete der Bescheid von Prof. D., eine solche Berichtigung in der deutschen Presse könnte er nie zulassen. „Wir wollen in absehbarer Zeit gar keine Verständigung mit den Franzosen und haben gar kein Bedürfnis mit ihnen je wieder in anständiger Weise zu reden. Wir kennen jetzt diese Leute mit ihrem angeborenen Hang zur Grausamkeit. Unsere Bevölkerung soll nur von dieser Grausamkeit recht überzeugt werden.“ Ich begnügte mich mit der Bemerkung, mein Vorschlag habe gutes, gerade im Interesse Deutschlands Liegendes, bezweckt, aber ich wolle nicht auf demselben weiter bestehen; die Zeit, die kommenden Ereignisse, würden aber mir vielleicht in dieser Sache doch recht geben.

Warum müssen wohl unter allen Fanatikern, gerade auch unter den Kriegsfanatikern, die akademisch Gebildeten oft die schlimmsten sein; nach meinen Erfahrungen oft schlimmer und kurzsichtiger, als der gewöhnliche Mann aus dem Volk und als die Berufskrieger!

Es haben sich bereits eine Anzahl von Angehörigen von Kriegsgefangenen im Hospiz eingestellt, meistens Frauen und Mütter derselben.

Aus ihren Aeusserungen lässt sich manches schliessen. Zunächst

das, dass bei den sogenannten „kleinen Leuten“ die Durchkommensschwierigkeiten wirklich sehr gross sein müssen. Eine Frau sagte: „Bei uns zu Hause ist nichts mehr, kein Brot, keine Kartoffeln, kein Fett, wirklich gar nichts mehr.“ Und das Aussehen ihres blassen, durchsichtigen Knaben, der sie begleitet, bestätigt das leider nachdrücklich.

Für die Leute, welche die Mittel haben, sich nebenbei, unter Umständen zu zehnfach übersetzten Preisen, noch etwas extra zuzukaufen, mag die Not im ganzen weniger spürbar sein. Ich muss da zwar doch an den Ausspruch des Prinz M. von Baden denken, er habe seit Monaten kaum mehr je das Gefühl gehabt, richtig satt geworden zu sein. — Vielleicht verzichtet er grundsätzlich auf Nebenverpflegung durch allerlei Hintertürlein, mit nicht ganz erlaubten Mitteln.

Diejenigen, welche vom Hunger noch kaum sehr geplagt werden, haben dafür oft andere Sorgen. Bei den Frauen von Berufs-Offizieren ist es etwa die, dass die lange Gefangenschaft ein schweres Hindernis für das militärische Vorwärtskommen des Mannes werden könnte. Eine Leutnantsfrau, Generalstochter, sagt mir: „Wenn mein Mann doch wenigstens einen Fluchtversuch gemacht hätte, um wieder an die Front zu kommen — und so seinen guten Willen, wieder zu kämpfen, gezeigt hätte!“ Sie lässt sich aber doch begreiflich machen, dass ein solcher Versuch nicht ungefährlich, jedenfalls recht aussichtslos wäre.

Eine ungewöhnlich opferbereite Mutter ist Frau Oberst v. B. Sie hat bereits einen Sohn durch den Krieg verloren, erklärt aber: „Und wenn ich noch 4 Söhne hätte, ich würde alle, wenn's nötig wäre, für das Vaterland hingeben, so lieb mir auch jeder Sohn ist.“ Sie ist nicht nur Mutter von Offizieren, sondern auch Tochter eines einstigen Offiziers und Frau eines jetzt mitkämpfenden Offiziers.

Das mag zur Erklärung ihrer Gesinnungsart beitragen, welcher vielleicht manche andere Mütter, auch schweizerische, trotz aller Vaterlandsliebe, nicht ohne weiteres ganz nachkommen könnten.

Den Abend habe ich in Halensee bei den Eltern des von mir besuchten gefangenen Fliegerleutnants v. A. zugebracht. Major v. A., der Hausvater, ist noch Mitkämpfer von 1870/71 gewesen und hat bei Gravelotte bei Kavalleriekämpfen einen Arm verloren.

Er redet mit auffallender Weitherzigkeit über das Zeitgeschehen

und auch über die Kriegsgegner. Seine Frau scheint ihm ähnlich zu sein, an feiner Bildung des Herzens und des Geistes, an Weite des Blickes.

Von dieser Kategorie von Deutschen weiss man zu wenig im Ausland, auch in der Schweiz. Wenn sie auf der Reise sind, machen sie wenig Wesens und gehen still ihres Weges.

Der Major äusserte sich zu den Friedensvorschlägen von Präsident Wilson: „Er mag darin wohl recht haben, dass er keinen ganz als Sieger und keinen ganz als Besiegten sehen möchte — und darin den für die Gegenwart und die Zukunft vorteilhaften Kriegsabschluss sieht!“

Beim Weggehen sagte Frau v. A.: „Was Sie für uns und für unsern Sohn getan haben (nach meinem Gefühl war es nicht sehr viel), gehört zu dem, was eine Mutter nie vergessen kann. Ich darf Ihnen doch etwas mitgeben, das an sich kaum einen Wert hat, das aber eine persönliche Erinnerung an unsern Sohn und an Ihre freundschaftlichen Bemühungen um ihn sein soll.“ Dabei legte sie in meine Hand ein winziges silbernes Becherchen mit dem von Arnim-Wappen, das einst dem Sohn in einem Doppel-Exemplar von den Eltern geschenkt worden war.

Einen eigentlichen Wertgegenstand hätte ich, wie immer, auch hier ohne weiteres zurückgewiesen. Aber betreffend dieses kleine Andenken hätte ich dieser Mutter nicht nein sagen können, ohne ihr weh zu tun.

Im Tram, während der Heimfahrt, hörte ich eine Frau zu einer andern sagen, das in bitterem, gedrücktem Tone: „Wenn es so weiter geht mit der Lebensmittelverteilung und dem Hungern, so wird es bald eben nicht mehr weiter gehen können und Schluss von allem sein!“

Neue dunkle Wolken am Kriegshorizont

Berlin, 2. Februar 1917.

Das ist eine ernste Nachricht, die heute in den Zeitungen steht: Die deutsche Kriegsleitung hat sich, nach längerem Zögern für die verschärfte, unerbittliche Unterseeboots-Kriegsführung entschlossen und dieselbe sofort in Kraft treten lassen.

Diese Massregel richtet sich vor allem gegen die grosse, bisher

relativ neutral gebliebene Macht, gegen die Vereinigten Staaten. Sie wird nun fast bestimmt dieses Land in den Krieg hineintreiben und ganz an die Seite der alliierten Mächte gegen Deutschland bringen.

Die eine Folge solcher Umstellung dürfte dann sein, dass die amerikanische Kriegsgefangenenhilfe, die bis dahin den Kriegsgefangenen aller Kriegsländer zugute kam, ihre so hilfreiche Tätigkeit zur Hauptsache einstellen müsste. — Eine bedenkliche Aussicht für Hunderttausende von Kriegsgefangenen.

Auf dem Auswärtigen Amt, wo ich zu tun hatte, äusserte man sich nicht über diese Angelegenheit, den nun wohl unvermeidlichen Eintritt dieser überseeischen Grossmacht in den Krieg. Ich kann mir aber schon vorstellen, welche Gedanken und Befürchtungen man da hat.

Ein Grosser im Reich der Wissenschaften

Nun bin ich auch noch zu einem Fürsten der Wissenschaft gekommen, zum grossen theologischen Forscher Adolf Harnack. Ich hatte ihm Grüsse und Anliegen zu übermitteln von kriegsgefangenen Studenten und von Assistenten der Königlichen Bibliothek, deren Generaldirektor er nebenbei ist. Dann war noch ein Gruss von anderer Seite zu überbringen, von seinem französischen Fachkollegen, Mgr. Batiffol. Und dieser Gruss des bedeutenden katholischen Gelehrten aus Feindesland schien für ihn ein ganz besonderes Interesse und besondere Bedeutung zu haben. — Er wünschte gleich manches über ihn, mit dem er vor dem Kriege in regem wissenschaftlichem Verkehr gestanden, zu erfahren. Ich erwähnte da etwas von jener Unterhaltung, in welcher Mgr. B. gegenüber dem französischen freidenkerischen Staatsmann mit Nachdruck die Ueberzeugung vertreten, eine wirkliche, dauerhafte Befriedung unter den Völkern könne nur mit geistigen Mitteln und nicht mit Gewaltanwendung erreicht werden, nur von innen heraus. Dem stimme er durchaus zu, sagte Harnack. Diesem hohen Ziele könne man in der Tat nicht auf Grund der jetzt so viel geltenden machiavellistischen Auffassung von der Bedeutung der Gewalt im Staatsleben wirklich nahe kommen. Allein mit der Schärfe des Schwerter sei nie ein wirklich brauchbarer, andauernder Friede zustande

zu bringen. Kanonenpolitik, Gewaltpolitik führe nur zu zwei bedenklichen Resultaten: Versklavung der einen, äusserlich Unterlegen, dann schliesslich zur Vernichtung aller nur auf Schwertentscheidungen abstellender Völker.

Im weitem meinte er, dieser unter so ausserordentlichen Umständen begonnene Krieg werde gewiss auch unter ganz ungewöhnlichen Umständen, wie man sie sich jetzt noch gar nicht vorstellen könne, seinen Abschluss finden.

N. B. Das erwies sich dann als eine merkwürdig zutreffende Voraussage!

Es kommt mir vor, die jetzige Einstellung Harnacks zum Kriegsgeschehen habe, bei allem Verständnis für Deutschlands grosse gegenwärtige Bedrängnis, doch eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen von Göthe in der grossen Kriegszeit vor etwa 100 Jahren.

Damals stand bekanntlich der grosse Dichter und Weltweise den Kriegssereignissen in dem durch Napoleon scharf angefassten Europa mit einer nicht wenig auffallenden innern Ruhe und einer gewissen Abstandnahme gegenüber. Er konnte nicht ohne weiteres in Napoleon eine ausschliesslich verabscheuungswürdige, fast teuflische Gestalt sehen, wie das bei vielen seiner Landsleute der Fall war.

Indem ich Harnack, den Denker von heute, über den jetzigen Krieg, über Krieg überhaupt, reden hörte, kam mir diese Erinnerung an Göthe, den Denker vor 100 Jahren, ganz unwillkürlich.

Es ist übrigens eine bekannte Sache, dass Harnack ein grosser Verehrer und auch (was nicht ohne weiteres damit verbunden ist) ein sehr gründlicher Kenner Göthes ist.

„Man kann nicht immer vom Hasse leben!“

Berlin, 3. Februar 1917.

Im Zusammenhang mit dem gegenwärtigen jedenfalls sehr weitreichenden deutschen Vorgehen gegen die Vereinigten Staaten wurde vom Prinzen M. v. Baden eine weitere Unterredung gewünscht.

Ich merkte bei derselben gleich, dass er stark unter dem Eindruck dieser Kriegswandlung ist und dieselbe jedenfalls als in jeder Beziehung bedauerlich betrachtet, die Deutschland nur einen

Feind mehr einträgt, ohne in irgendwie sicherer Weise den Endsieg zu verbürgen und zu beschleunigen. Er hat jedenfalls zu denen gehört, die sich gegen diese Entscheidung eingesetzt haben — aber eben erfolglos. Er hat mir unter anderem in bezug darauf das Wort gesagt: „Man kann doch nicht immer vom Hasse leben.“ Leider wird durch diese Kriegsverschärfung und bestimmt in Aussicht stehende Kriegsausdehnung nur wieder neuer Hass gepflanzt. Dann gibt er seine Absicht kund, das Mögliche zu tun, dass die in Deutschland tätigen nordamerikanischen Sekretäre der Kriegsgefangenenhilfe, solange sie noch im Lande sein werden, von den deutschen Behörden nicht belästigt werden. Er möchte sie auch noch vor Abschluss ihrer auch für die deutschen Gefangenen so wertvollen Tätigkeit zusammenberufen, um ihnen ein Wort des Dankes und warmer Anerkennung zu sagen. Man merkt ganz gut, dass er da dem Drang seiner Ueberzeugung und dem Zug seines Herzens folgen will, auch auf die Gefahr hin, dass ihm seine „Amerikaner-Sympathie“ sehr übel vermerkt werden und dass es gerade nach obenhin starken Anstoss erregen wird.

Dass das der Fall sein wird, weiss ich aus Aeusserungen, welche im Kriegsministerium etwas gedämpft mir zu Gehör kamen.

N. B. Etwa 20 Monate später, als die katastrophalen Folgen des Bruches mit Amerika vor aller Augen waren und als der deutsche Zusammenbruch an der Front und im Innern schon in jähem Fortgang geraten war, da wurde der lange Zeit mit etwas Misstrauen und Verdacht angesehene Prinz in aller Eile und Angst als Reichskanzler zur Rettungsaktion hergerufen. — Aber, es war zu spät! Es wäre auch jedem andern staatsmännischen Baumeister (auch von noch grösserem Ausmass, als der Prinz von Baden) nicht mehr gelungen, die nötigen Stützmauern zur Aufrechterhaltung des Reiches aufzurichten.

Zeitgemässes Lied und zeitgemässe Predigt

Berlin, Sonntag, 4. Februar 1917.

In der Dreifaltigkeitskirche sang der Kirchenchor eine musikalische Bearbeitung von Psalm 91: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg...“

Das war sehr den Zeitumständen angepasst und hörte sich ganz

anders an, als etwa an guten und bequemen Tagen der Friedenszeit. Vielsagend war auch der Predigttext: Hebräer 11, 32—40, von den Helden des Glaubens, denen oft ein merkwürdiges, wunderbares durchkommen geschenkt war, aber manchmal wiederum ein blutbesprengter Weg, ein äusseres, völliges Unterliegen, nicht erspart wurde.

In der Predigt hiess es unter anderem:

„Der Glaube kann bei dem grossen Theologen Schleiermacher sich finden, aber ebenso sehr beim einfältigsten russischen Bauern.

Glaube ist die endgültige Entscheidung für Gott — gegen das Sichtbare. In der Geschichte jedes Menschen gibt es ein Gethsemane, auch in der Geschichte der ganz Grossen, bei Elias, Paulus und Luther. Aber solche Stunden lassen oft merkwürdige innere Kräfte zum Wachstum kommen — und machen fähig, die Leiden der Brüder besser zu verstehen.“

Als ich aus der Kirche trete in den klaren, eisigkalten Wintertag, da fällt mir auf, dass die Sonne wie durch einen blutigroten, stark durchsichtigen Schleier hindurchleuchtet, in einer Art, wie ich es bis dahin noch nie beobachtet habe.

In der Zeitung, die auf der Strasse ausgerufen wird, lese ich, dass der diplomatische Bruch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten nun eine vollendete Tatsache ist, dass dem deutschen Botschafter in Washington die Pässe ausgehändigt worden sind, in kurzem wird nun dieser neue Erdteil also auch in den Krieg eintreten, am Blutvergiessen und Blutverlieren seinen Anteil nehmen und bekommen.

Die Gräfin Radolin-Königsmark, Frau und Schwiegertochter von Diplomaten, bei der ich vorbeikomme, bietet in feiner und kluger Weise Rat und Hilfe an für manche Not bei den Kriegsgefangenen und ihren Angehörigen.

Im Hospiz wartet der Platz-Major der Berliner Garnison, v. St., auf mich und möchte über den Hauptmann H., einen nahen Verwandten, mit mir reden, bei dem in der Kriegsgefangenschaft schwere seelische Störungen eingetreten sind. Er bringt dann das Gespräch auf das grosse kriegspolitische Ereignis des Tages und meint: „Das muss eine Entscheidung bringen, entweder, wie wir hoffen, zu unsern Gunsten, oder aber, was auch möglich ist, gegen uns, so dass wir dann leider genötigt würden, anders zu reden und uns auf andere Friedensbedingungen einzustellen.“

Berlin, 5. Februar 1917.

In den Räumen der Kriegsgefangenenhilfe, an der Neuen Museumsstrasse, findet eine Besprechung statt, an der die bewährten Leiter des deutschen Zweiges, Prediger Mann, Niedermeyer und Hofmann teilnehmen und dann der Vertreter der Vereinigten Staaten, der bedeutende Nordamerikaner Hall, „Austausch-Professor“ an der Universität Berlin.

Am Abend bin ich wieder zusammen mit ihnen bei einem äusserlich bescheidenen Essen, das zugleich ein Abschiedsmahl ist für die Amerikaner. Es kommt zum Ausdruck: „Das innere Verbundensein soll bleiben“ über den nun sich öffnenden Kriegsabgrund hinüber. — Professor Hall im besondern gibt zu verstehen, dass er auch jetzt noch manchen Deutschen innerlich näher stehen wird, als vielen neuen Verbündeten. „Die Engländer hatten eigentlich im Grunde für uns Nordamerikaner je und je nicht viel anderes als eine gewisse Geringschätzung übrig.“

Deutsche Reisegefährten, die mit der Bibel und mit Jeremias Gotthelf wohl vertraut sind

Münster (Westfalen), 6. Februar 1917.

Es war eigentlich eine lange Reise. Sie wurde mir aber stark verkürzt durch zwei nicht gewöhnliche Reisegefährten. Der eine war in seinen jungen Jahren Arbeiter in einem Kohlenbergwerk und nun ist er Leiter eines grossindustriellen Unternehmens. Das ist schon etwas ungewöhnliches, aber noch ausserordentlicher ist sein geistiger Aufstieg. Er ist gut bewandert in lateinischen Schriftsteller und Historiker Tacitus, und als wir durch das Westfalenland fahren, weiss er aus dem Hauptwerk dieses Gelehrten aus längst vergangener Zeit manches interessante Urteil über das einstige Deutschland, speziell über das Land und Volk der Westfalen, anzuführen. — Dann ist er auch in Jeremias Gotthelf zu Hause und zieht originelle Vergleiche zwischen den Berner Bauern, die ihm von seiner Lektüre bekannt sind und den Bauern der Roten Erde (Westfalen), unter denen er aufgewachsen ist. Er findet da manche interessante Aehnlichkeit.

Der andere, ein weitgereister Kaufmann, zitiert die ihm wohl vertraute Bibel, aber auch Schriftsteller aus der neuesten Zeit, über die er ein gutes, selbständiges Urteil hat.

Er spricht über Engländer und Amerikaner, die er von manchen Reisen recht wohl kennt und meint, der Engländer mit seinen alten Kulturformen, mit der grossen Ausgeglichenheit seines Wesens, mit der Beherrschtheit seines Auftretens, imponiere dem Durchschnitts-Nordamerikaner sehr, mehr, als er oft wahr haben wolle.

Professor Hall in Berlin würde dies allerdings nicht gelten lassen. Jedenfalls nicht für seine Person. Er steht nun freilich geistig ziemlich hoch über dem Durchschnitts-Amerikaner.

Aber im allgemeinen mag der deutsche Gewährsmann mit seiner Charakterisierung der beiden Völker doch eine richtige Feststellung machen.

Er meint dann noch: „Nicht nur die Engländer, sondern wohl fast jedes andere Volk glaubt das auserwählte Volk zu sein. Darin liegt etwas Rührendes und oft ein Stück Wahrheit. Aber diese Auffassung wird auch wiederum eine Quelle von vielem Unheil.“

Französische Gefangene in einem Kohlenbergwerk

Köln, 7. Februar 1917.

Mein Plan für heute war, ein Kohlenbergwerk, in welchem französische Kriegsgefangene beschäftigt sind, zu besuchen, da die Verwendung zu solcher Arbeit von den Franzosen beanstandet wird. Auf der Kriegsgefangeneninspektion gab man mir einen deutschen Offizier mit, welcher mich nach Dortmund und in die dortige „Zeche“ Victor begleiten sollte. In gewöhnlicher Zeit ist das eine ganz einfache Reise, aber heute war das wirklich eine komplizierte Angelegenheit. Während Deutschland in Friedenszeiten das Land der exakten Bahnanschlüsse ist, überhaupt das Land der Pünktlichkeit, stimmt heute wirklich nichts.

Es schien vor allem an Wagenmaterial zu fehlen, gerade, wie wenn man dessen in diesen Tagen anderswo besonders bedürftig wäre, wohl zu einer grossen Aktion im Kriegsgebiet.

Bei der Bergwerksarbeit scheinen nach den mir von französischen Gefangenen gemachten Mitteilungen drei Dinge vor allem manchem schwer zu fallen: Der Entzug des Tageslichts. Dann die in manchen Stollen vorhandene ziemlich warme, schwüle Luft. Weiter die Unsauberkeit dieser Arbeit in der Kohle, wogegen alle

ziemlich vollkommenen Wascheinrichtungen eben nicht gerade viel vermögen. Was sie aber sehr schätzen, ist die sonst in der Kriegsgefangenschaft nicht übliche Auszahlung einer gewissen Löhnung, die zudem in deutscher Währung ausbezahlt und dem Gefangenen zu eigener Verwahrung überlassen wird.

Die Dinge stehen also nicht ganz so, dass alle hier verwendeten Gefangenen Einspruch erheben und von dieser Bergwerksarbeit fortzukommen wünschen. Dies ist vor allem bei denen der Fall, welche nicht an schwere körperliche und dazu unsaubere Arbeit gewöhnt sind, bei Intellektuellen, Kaufleuten usw.

Ein menschenfreundlicher deutscher General hilft mir aus grossen Reiseschwierigkeiten

Erst ziemlich spät war die Weiterfahrt von Dortmund gegen Köln zu möglich. Zu fahrplanmässiger Zeit stand kein Zug bereit. Damit wurde es wahrscheinlich, dass ich in Köln den Anschluss an den Abendschnellzug gegen Karlsruhe zu verpassen würde. Das hätte nicht so viel auf sich gehabt, wäre nicht die Einladung zur Grossherzogin Luise von Baden gewesen, die durch den Prinzen Max noch mit Nachdruck erneuert worden war, nachdem ich schon zu mehreren Malen wegen Zeitmangel hatte absagen müssen. Nun ist aber der Empfang schliesslich auf morgen Nachmittag festgelegt worden — und es wäre mir nicht recht, wenn ich die alte, würdige Dame noch ein weiteres Mal müsste warten lassen. Zum Glück wurde mir dann durch eine Reisebekanntschaft aus dieser Verlegenheit und Schwierigkeit, gegenüber der ich ohnmächtig und hilflos gewesen, geholfen.

Der unerwartete „Komm mir z'Hilf“ war der preussische General v. H., der im gleichen Wagenabteil gegen Köln zu fuhr, um von dort die Front und den Sektor seiner Division wieder zu erreichen.

Als er von meiner Tätigkeit in Frankreich unter den deutschen Kriegsgefangenen hörte, hatte er ein Anliegen an mich. Ob ich vielleicht Nachforschungen anstellen könnte nach seinem Sohn, welcher als Kompagnie-Kommandant vor einem Jahr bei den Kämpfen um Perthes spurlos verschwunden sei. Wahrscheinlich gefallen, aber ohne dass

sein Leichnam gefunden worden sei, auch nicht von den Franzosen. Diese Ungewissheit mache ihm viel zu schaffen. Abgesehen davon halte er dieses Kriegsleben merkwürdig gut aus, körperlich und seelisch — und er könnte noch lange dabei sein, wenn der Krieg nicht eine so traurige, ernste Sache wäre.

Dass er nicht eine herzlose Kriegsgurgel sei, konnte ich dann gleich merken an der fast väterlichen Art, mit der er mit seiner Ordonnanz verkehrte und daran, wie er von jener Stunde sprach, wo an der Somme die Hälfte des Divisionsstabes durch Granatsprengstücke neben ihm den Tod fand. Seine Division hatte bei Kriegsbeginn im Osten gekämpft und dort unter Hindenburg und Ludendorff den Vormarsch gegen Polen mitgemacht. Dabei wäre er mit seinem Stabe, als er nach seinem Brauche fast an der Spitze der Marschkolonne ritt, beinahe von einem starken Kosaken-Detachement abgefangen worden. Später ist er mit der ganzen Division während einer Nacht, fast völlig umgeben von feindlicher Uebermacht, in einer sehr kritischen Lage gewesen. Von den Kämpfen an der Somme, an denen 1916 seine Division beteiligt war, sagte er, sie seien schliesslich doch eigentlich unentschieden geblieben. Nach raschem Einbruch der Franzosen in die deutschen Stellungen, sei es dann beim Gegner auffallend langsam weiter vorwärts gegangen. Man habe fast den Eindruck, als ob der Bewegungskrieg den Deutschen noch besser läge, als den Franzosen und Engländern.

Es könnte, sagt er, die Frage aufgeworfen werden, ob es für die Deutschen nicht gewisse Vorteile bringen könnte, wenn sie ihre Front etwas zurück nähmen, um den Gegner einigermaßen in Bewegung zu bringen und dann die Vorteile einer Feldschlacht zu erlangen. Es sei freilich die Möglichkeit vorhanden, dass der Gegner dann doch nicht in der wünschbaren Weise nachfolge — und dass dann die Nützlichkeit solcher strategischer Rückwärtsbewegung zweifelhaft würde.

N. B. Wenige Wochen nach unserem Zusammentreffen und nach diesen Aeusserungen des Generals war das da angedeutete Verfahren tatsächlich Wirklichkeit geworden und das deutsche Westheer in die sogenannte Hindenburg-Stellung zurückgenommen worden. Die grossangelegte, komplizierte kriegerische Aktion war in der Hauptsache den gegenüberstehenden Franzosen verborgen geblieben — und, als sie zur längst geplanten Offensive vor-

gingen, stiessen sie zu ihrem Erstaunen teilweise ins Leere. Vielleicht war dieser strategische Rückzug in jenen Februartagen, als ich mit General v. H. zusammentraf, schon in Vorbereitung begriffen und für ihn eine bekannte Sache.

Es ist aber ebensogut möglich, dass er nur theoretisch eine solche tiefgreifende Kriegsaktion vorbrachte — und dann erst bald darauf, als er nach seinem Urlaub wieder an der Front eintraf, vernahm, dass eine so grosse Frontabänderung von der Obersten Heeresleitung tatsächlich beschlossen sei und gleich in das Stadium der Ausführung treten werde. —

Mit Nachdruck sprach er davon, wie viel ihm daran gelegen sei, dass in seinem Kommando-Abschnitt ein gutes Auskommen zwischen den deutschen Truppen und der zurückgebliebenen französischen Zivilbevölkerung vorhanden sei. Er dürfte dann auch merken, dass die Mehrzahl dieser Leute ihm recht viel Vertrauen und Dankbarkeit bezeugten.

Obwohl er annehmen konnte, ich habe in Frankreich manches vom Kriegsbetrieb gesehen, das für einen deutschen General recht interessant sein mochte, machte er nicht den geringsten Versuch, mich irgendwie auszuforschen.

Nur auf die vor kurzem durchgeführte Ersetzung von Joffre durch Nivelle im Oberkommando kam er zu reden. Ob ich wohl etwas von den Gründen derselben gehört habe?

Dass Joffre fallen gelassen worden und gerade dieser Nachfolger die so grosse, schwere Aufgabe erhalten habe, das sei wirklich etwas merkwürdiges, das vielleicht nicht gerade im Interesse Frankreichs liege. „Na, im übrigen kann uns das ja nur recht sein, wenn die Franzosen den, der vielleicht doch der Tüchtigere war, „abgesägt“ haben, dass er einem weniger zu Fürchtenden Platz mache.“

Als auf einer Station ein neuer Reisender in den Wagen trat, sich ohne Gruss in unsere Nähe niedersetzte und später auch ohne Gruss ausstieg, machte der General die Bemerkung: „Ich muss mich für meinen Landsmann schämen, wir sind nicht alle so unhöflich in Deutschland. Das ist wohl einer von den „Neu-Reichen“, der die Anstandsregeln noch nicht kennt.“

Aus verschiedenen Gründen unterliess ich die Bemerkung, dass bei uns, den etwas formlosen Eidgenossen, es im Gegenteil auffällt, wenn einer mit Gruss in einen Bahnwagen tritt, dass man

dann in ihm einen Ausländer oder einen mit unsern schweizerischen Reisesitten noch nicht recht vertrauten, biedern Hinterwäldler oder Bergler vermutet.

Hier im Bahnhof erwies sich die während der ganzen Fahrt von mir gehegte Befürchtung, der letzte Zug gegen Karlsruhe zu werde wegen der grossen Verspätung schon ab sein, als richtig. Da bedeutete es einen rechten Liebesdienst, dass mein Reisegefährte, ganz von sich aus, mit mir den Bahnhofinspektor aufsuchte, ihm erklärte, es müsse unter allen Umständen die Möglichkeit der Weiterfahrt für mich geschaffen werden. Worauf mir ein Platz in einem im Laufe der Nacht gegen Bingerbrück-Mainz abgehenden Militär-Extrazug zugesichert wurde. Da ist mir die Dienstwilligkeit meines Begleiters, das Vorhandensein seiner Generals-Achselstücke, die jetzt viel gelten, und dann auch die Aushilfsbereitschaft des Bahnhofinspektors sehr zustatten gekommen.

Die „wüste und die schöne Türe“ im grossherzoglichen Schloss. Eine fast erblindete, aber innerlich noch hell-sichtige Fürstin

Karlsruhe, 8. Februar 1917.

Mein Reisegefährte während eines grossen Teils der Fahrt war ein badischer Sergeant, der dienstlich den Zug, welcher ausser Mannschaften viel Front-Verpflegung mit sich führte, begleitete. Er sagte: „Wenn es wieder an die Front ginge für mich, in den Schützengraben und Kampf, hätte ich nicht den Mut, das meiner Frau zu schreiben und dann zum Abschiednehmen von ihr und den Kindern noch nach Hause zu reisen. Das war jeweilen eine schreckliche Sache, viel schlimmer, als das Schlimmste, das nachher im Schützengraben von Kampfesnot über einen ergehen konnte.“

Das Grossherzogliche Schloss zu finden, war nicht schwer, aber schwieriger, dann den richtigen Eingang in dem grossen Gebäude mit mehreren Fronten und Portalen ausfindig zu machen. Ich probierte es schliesslich mit einer Türe, vor der eine Schildwache stand — und, auf meine Frage, ob man hier ins Schloss hineingehen könne, antwortete der Mann in biederem „badensisch“, dass man das wohl könne. Auf mein Läuten erscheint ein Hofdiener, sieht mich mit Verwunderung, fast mit Bestürzung an,

und, als ich meinen Namen nenne, sagt er, ich sei allerdings von ihrer Königlichen Hoheit erwartet — „aber durch diese Tür dürfen Sie net herein“. Ich müsse den „Kehr“ machen zur Hauptfront und dort durch die „schöne Tür“ herein. Worauf ich den Vorschlag machte, er solle mich jetzt doch, damit die Grossherzogin nicht zu lange zu warten brauche, durch die „wüste Tür“ hereinlassen, ich wolle aber — nach dem Empfang — dann durch die „schöne Tür“ hinausgehen.

Dieser Vermittlungsvorschlag leuchtete ihm ein. „Sie haben recht, das kann man so machen.“ Und so kam ich durch eine Hintertüre zur Grossherzogin.

Bei ziemlich grosser leiblicher Hinfälligkeit (sie hat auch schon einen Teil des Augenlichtes eingebüsst), ist sie noch von recht grosser geistiger Frische und Lebendigkeit, jedenfalls erfüllt von warmer Teilnahme für die Not anderer.

Sie wollte vieles über die Kriegsgefangenen, ihre besondere Lebensumstände und Gefangenschaftsnöte wissen.

Nachdem ich ihr manches berichtet und sie immer wieder neue Fragen gestellt, wollte ich, im Blick auf ihre leiblichen Kräfte, mich verabschieden, obwohl mir nun schon ganz wohl bewusst war, dass man im Verkehr mit gekrönten Persönlichkeiten nicht selber das Zeichen zum Aufbruch gibt, sondern es sich von der Majestät oder der Königlichen Hoheit geben lässt.

Da erhob sie aber Einspruch. Sie habe auf diesen Besuch und auf das Unterrichtetwerden über die Kriegsgefangenen ihres Landes lange gewartet, nun wolle sie etwas rechtes von meiner Anwesenheit haben und auch ich solle etwas davon haben, es warte eine Tasse Tee auf mich, die gleich erscheinen werde.

Sie kam dann noch auf den Kaiser, ihren Neffen, zu sprechen, zitierte mir einiges aus einem eben von ihm erhaltenen Briefe. Daraus gehe doch hervor, dass er nicht so leichthin in den Krieg gegangen, wie man jetzt im feindlichen Ausland behaupte und wie es vielleicht auch die Neutralen glauben könnten, und man merke, wie schwer jedenfalls jetzt die Kriegslast auf ihm laste.

Die von der Grossherzogin mir mitgeteilten Partien des Briefes waren wirklich nicht ohne Interesse und Bedeutung. Es handelte sich da ja nicht um eine für die Oeffentlichkeit zu gewissen Zwecken arrangierte Erklärung, sondern, da das Schriftstück nur für seine nächsten Verwandten bestimmt war, gewiss um

einen ganz offenen, unverhüllten Ausdruck der wirklichen Gedanken und Stimmungen des kaiserlichen Briefschreibers. Und, was ich da vernahm, bestätigte den schon im vergangenen Herbst bei der Audienz in Potsdam empfungenen Eindruck, dass der Krieg dem Kaiser viel zu schaffen macht (auch, wenn das vielleicht äusserlich nicht immer so sehr zu Tage tritt) und dass er gewiss viel darum gäbe, wenn er das Rad des Kriegsgeschehens wieder rückwärts drehen könnte und die Last der Verantwortung für das einst Geschehene und täglich Geschehene von ihm abgewälzt wäre.

Die Grossherzogin sprach dann auch davon, wie schmerzlich es für sie sei, dass durch den Krieg ein tiefer Riss zwischen einem grossen Teil der Verwandtschaft und ihr entstanden, da ja so manche aus derselben im Feindeslager stünden und von irgend einem brieflichen oder andern Verkehr seit Kriegsbeginn leider nicht mehr die Rede sein könne. Dann wandte sie das Gespräch, wohl mit Erleichterung, vergangenen, für ihr Land bessern Zeiten zu, berichtete von mancherlei Erlebnissen, die auf ihren Vater, den ersten Kaiser, auf Bismarck und auf Moltke, den Onkel des jetzigen unglücklichen Heerführers, Bezug hatten. Da erfuhr ich, gleichsam aus erster Hand, dies und das, was in den Geschichtswerken und in den mehr offiziellen Lebensbeschreibungen nicht zu lesen ist. Beiwerk vielleicht, aber teilweise recht interessantes, gut charakterisierendes Beiwerk.

Als der Augenblick des Aufbruchs nun doch gekommen war, führte sie mich vor ein grosses Oelgemälde im Salon, das ihren verstorbenen Gatten, den Grossherzog Friedrich, darstellte und wünschte von mir ein Urteil über die Aehnlichkeit des Bildes. Da war ich nun allerdings nicht kompetent. Als ich vor vielen Jahren mich zum erstenmal in Karlsruhe aufgehalten, da galt mein Interesse nicht dem grossherzoglichen Schloss, in dem ich junger Schweizer-Pfarrer gar nichts zu suchen hatte, sondern den Sträflingen im Lande Baden, deren Aufenthaltsstätten, die Zuchthäuser, damals als Musteranstalten galten, was für den bernischen Strafanstalts-Pfarrer, der ich damals war, sich als recht bedeutsames Studienobjekt darstellte.

So musste ich Bescheid geben, ich hätte, wie die meisten meiner Landsleute, nie Anlass gehabt, dem Grossherzog nahe zu treten. Aber, das sei gewiss, dass viele in meinem Heimatlande ihm ein dankbares Andenken bewahrten, ob seinem einstmaligen so

freundnachbarlichen, entschiedenen Eintreten für die Schweiz, als im Wohlgemut-Handel der gewaltige und manchmal etwas gewalttätige Bismarck uns in etwas bedenklicher Weise bedrohte und kurzweg vom wilden Lande sprach, mit dem eventuell kurzer Prozess zu machen sei. Die damalige nachdrückliche Fürsprache und Einsprache des Grossherzogs in Berlin zugunsten des kleinen Nachbarlandes sei bei uns noch unvergessen.

Das sei für ihn selbstverständlich gewesen, meinte da die Grossherzogin. Nachdem sie beide während Jahrzehnten fast jeden Sommer im Engadin unsere Gäste gewesen, sei ihnen die Schweiz fast zur zweiten Heimat geworden und da hätte sich ihr Mann gerne für dieselbe gewehrt und versucht, ihr einen Dienst zu leisten.

Der Abgang fand dann durch die „schöne Türe“ statt. Während ich durch den Schlossgarten ging, kam mir eilig eine Hofdame nach und überreichte mir ein Büchlein, in das die Grossherzogin mit der unsichern Hand einer Halberblindeten noch einige freundliche Gedenkzeilen geschrieben.

Des Verfassers „Hoffähigkeit“ wird angezweifelt

N. B. Auf ihren Wunsch sandte ich ihr dann noch einige Male Bericht über die weitere Tätigkeit unter den Kriegsgefangenen, speziell unter ihren Landeskindern, den Badensern. Die Antworten aus dem Grossherzogsschloss waren aber nicht mehr von ihrer eigenen Hand geschrieben; ihre Erblindung hatte rasche Fortschritte gemacht. Einer dieser Briefe führte dann zu einem lustigen Erlebnis:

Bei einer spätern kurzen Reise nach Süddeutschland las ich im Eisenbahnwagen in einem dieser Briefe, der kurz vorher mir zugekommen war. Mir gegenüber sassen ein junger deutscher Offizier und seine Braut, oder sehr jugendliche Frau. Plötzlich höre ich die halblaute Bemerkung der Letztern: „Du, lieber Schatz, sieh mal, der Herr gegenüber liest einen Brief, auf dem oben eine fürstliche Krone aufgedruckt ist. Der hat doch sicher nie selber einen solchen Brief erhalten und ist gewiss nie am Hof gewesen und im Verkehr mit Fürstlichkeiten! Was meinst Du?“ Der Offizier, der als solcher der Schweigekunst mächtiger war,

als das anmutige weibliche Wesen an seiner Seite, zog vor, seine Meinungsäusserung noch zurückzuhalten. Ich aber hatte eine Bestätigung, dass ich nicht gerade nach „Hoffähigkeit“ aussehe. —

Aber, da ja mein Verkehr mit Königlichen Hoheiten und Majestäten nun als abgeschlossen betrachtet werden kann, hat solcher Mangel nichts bedenkliches an sich.

Meine Anwesenheit in Karlsruhe benützte ich dann noch, um mit dem Prälaten Schmitthenner zusammenzutreffen — und jenen einst totgesagten und totgeglaubten Leutnant v. Cr., der nun in die Heimat zurückgebracht worden ist, in seinem Elternhause zu besuchen. Als er mir, mühsam das eine Bein nachschleppend, noch recht blass und angegriffen aussehend, entgegen kam, da merkte ich, dass seine Verwundung noch schwerer gewesen war, als ich seinerzeit angenommen hatte. Als Offizier im badischen Grenadierregiment wird er seinem Vaterland nie mehr dienen können, aber es gibt ja zum Glück noch so manche andere Möglichkeit, sich nützlich zu machen.

Auf der Heimfahrt zwischen Basel und Bern,
9. Februar 1917.

Auch ohne den Blick auf die weissroten Grenzpfähle hätte ich es gleich gemerkt, dass ich wieder im Schweizerland bin, nämlich daran, dass man im Eisenbahnwagen von wackern mitfahrenden Eidgenossen wieder recht vaterländisch schimpfen hörte über allerlei von den Behörden verfügte Einschränkungen, über das, was der Bundesrat tut und nicht tut, über „gewiss nicht so notwendige“, zu lange dauernde Grenzbesetzungsdienste. So viel des Schimpfens habe ich während der langen Reise durch das frierende, hungernde, an der Kriegsfront blutende Deutschland nicht gehört!
